

DEUTSCHE AKADEMIE  
FÜR SPRACHE  
UND DICHTUNG

—  
Jahrbuch 2008

Sonderdruck

WALLSTEIN VERLAG

LARS GUSTAFSSON

Bescheidenheit und Treue

*Laudatio auf Verena Reichel*

Liebe Frau Reichel,  
sehr geehrte Festversammlung!

Wer das Werkverzeichnis von Verena Reichel liest, muss staunen; bis jetzt zählt es fünfundsiebzig Titel, zeitgenössische Romane, Lyriksammlungen, Essays, Klassiker. Und darüber hinaus Theaterstücke, Drehbücher und Hörspiele. Es ist wirklich ein mächtiges Haus geworden, das Verena für sich und für die schwedische Literatur gebaut hat. Und ich spreche hier mit Gefühlen, nicht nur großer Bewunderung, sondern auch mit der größten Dankbarkeit nicht nur in eigener Sache, sondern auch der anderer Urheber schwedischer Literatur; von August Strindberg bis zu heutigen Zeitgenossen.

Wie entsteht eine große Übersetzerin? Was braucht sie?

Eine Antwort wäre: dazu braucht man nicht nur ein ganz besonderes Talent, sondern auch ganz besondere Lebenserfahrungen und auch einen ganz besonderen Charakter. Verena Reichel hat das alles. Sie wurde im schicksalsschweren März 1945 in Grimma in Sachsen geboren. Auf der Flucht aus Herrnhut ist sie im April desselben Jahres mit einem von Folke Bernadottes »Weißen Bussen« nach Schweden gekommen und in Stockholm mit ihrer Mutter für ein paar Jahre geblieben. Der Großvater von mütterlicher Seite war Robert Almqvist, Verleger und Mitglied des brillanten Übersetzerteams, das in den zwanziger Jahren Olaus Magnus lateinisches Monumentalwerk *Historia de gentibus septentrionalibus* ins Schwedische übersetzte.

Hier, in der schwedischen Familie mütterlicherseits wurde also dieses merkwürdige Talent, das man Zweisprachigkeit nennt, zugrunde gelegt, und das viel mehr bedeutet als sehr gute praktische und theoretische Sprachkenntnisse. Die Zweisprachige – Frau Reichel hat es beschrieben in den seltenen Fällen, wo sie über ihr eigenes Leben geredet hat – lebt in zwei Welten; in den einander teilweise, aber nicht ganz überdeckenden Ontologien, die von zwei verschiedenen Vokabularen gebildet werden.

1949 kehrt die kleine Familie nach Deutschland zurück, erst nach Bad Boll und kurz darauf nach Königfeld im Schwarzwald, wo ihr Vater Direktor der

Internatsschule Zinzendorf-Gymnasium wurde. Frau Reichels Kindheit und ihr Heranwachsen sind von der herrnhutischen Tradition tief geprägt. Ich habe mir immer vorgestellt, dass dies ihr bewundernswertes Lebenswerk beeinflusst hat, in Form einer tiefen Empfindsamkeit, einer strengen Selbstdisziplin.

Wie entsteht, wie hier, Übersetzung auf der höchsten professionellen Ebene; eine Arbeit, die tatsächlich das Verständnis zwischen Nationen und Kulturen beeinflussen und verändern kann?

Das qualifizierte Übersetzen hat immer etwas von Geheimkunst und Rätsel an sich. Wie kommt das?

Von Gogol stammt die Forderung an den Übersetzer, die Übersetzung solle einer Glasscheibe gleich werden, vollkommen durchsichtig, sodass der Leser ihr Vorhandensein überhaupt nicht bemerkt. Diese Utopie setzt zwei Eigenschaften bei der Übersetzerin voraus, um zustande zu kommen; eine besondere Art der Bescheidenheit – sie muss bereit sein, unsichtbar zu werden – und große Treue.

Was bedeutet die »Treue« einer Übersetzung? Sicher nicht Linearität oder Eins-zu-eins-Zuordnung von zwei Vokabularen. Die Ergebnisse von kybernetischen Übersetzungsprogrammen ergeben genauso gedankenlose Produkte wie Hans Magnus Enzensbergers berühmte Poesiemaschine, die in Marburg tickt.

Eine ideenhistorisch orientierte Expertin, Tanja Ruzicska, schreibt dazu in einer brillanten neuen Studie über ältere französische Übersetzungsdoktrinen<sup>1</sup> einleuchtend:

Zwischen welchen Positionen vermitteln dann die Mittel des Eigenen, wenn eine Übersetzung im Sinn einer Vermittlung angefertigt wird? Findet tatsächlich eine Übersetzung statt oder schreibt sich das Eigene nur erneut in den Deckmantel des als fremd deklarierten Textes ein, sodass das Fremde geschickt zum Schauplatz des Eigenen umfunktioniert wird? – Es ist unübersehbar, dass diese Fragen direkt ins Herz übersetzungstheoretischer Problemkreise führen.

Hier wird die Gogolsche Utopie offenbar wichtig. Und problematisch. Die Übersetzerin ist da und sie ist nicht da. Sie betritt ein fremdes Land, aber dieses Land darf nicht ganz fremd in ihr sein. Am Ende wird die Treue eine

Treue nicht zu einem Text, aber zu einer Erfahrungswelt. Erfahrung von wem? Das bleibt unentschieden.

Wer diese paradoxe Erkenntnislage beherrschen kann, wird auch eine große Übersetzerin.

Vielleicht ist es mir gestattet, hier eine persönliche Erfahrung ganz kurz zu berühren:

Verena Reichels erster Übersetzungsauftrag für den Carl Hanser Verlag war mein Roman *Herr Gustafsson själv*. Seitdem hat sie in regelmäßiger Folge neunzehn Bücher von mir übersetzt. Sie hat mit einem Tennislehrer das Spiel studiert, um die Feinheiten in *Tennisspelarna* zu beherrschen und mit internationalen Juristen das amerikanische Konkursverfahren studiert, um *Historien med hundens treu* zu bleiben. Das waren natürlich nur technische Details im Vergleich zu der viel schwierigeren Aufgabe, eine Erfahrungswelt lebendig zu machen.

Wenn ich mir diese große, glanzvolle Arbeit überlege, die natürlich auch mein ganzes Leben beeinflusst hat, kann es vorkommen, dass ich mich frage, ob es überhaupt jemanden gibt, der mich besser kennt als diese große Übersetzerin. Wie hätte ich mich jemandem gründlicher erklären können? Und mit wie vielen Worten?

Das Magische einer solchen Leistung lässt sich – paradoxerweise – nicht leicht in Worten festhalten – und deswegen schließe ich mit einem letzten Paradox, diesmal von T. S. Eliot formuliert: »Genuine Poetry can communicate before it is understood.«<sup>2</sup>

Im Herbst 1972, als Verena Reichel zum ersten Mal unsere Familie in unserer damaligen Berliner Wohnung besuchte, kam meine Tochter in mein Arbeitszimmer, fast ein bisschen kurzatmig und sagte: »Lars, du musst dich beeilen! Es steht eine junge Hexe im Entree!«

Wenn Lotten Gustafsson, jetzt Sozialanthropologin in Stockholm, damals sieben Jahre alt, nur gewusst hätte, wie recht sie hatte! Oder hätte sie vielleicht sagen sollen: Lars, es steht eine Fee im Entree?

1 Tanja Ruzicska: »Zwischen Eigenem und Fremden. Aspekte des Übersetzens im Frankreich des 18. Jahrhunderts mit einem Blick auf die Übersetzervorreden«. Magisterarbeit an der philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (April 2008), unveröffentlicht. Die Arbeit wurde mir von der Verfasserin freundlicherweise als Manuskript zur Verfügung gestellt.

2 T. S. Eliot: *What is a Classic? An Address delivered before the Vergil Society on the 16th of October 1944*. London 1945.

VERENA REICHEL

Botengang zwischen zwei Welten

*Dankrede*

In ihrer Autobiographie *Lost in Translation* berichtet Eva Hoffman, die 1959 als Dreizehnjährige von Krakau nach Amerika ausgewandert ist, von ihrem Versuch, sich der Sprache und Kultur der neuen Welt anzupassen, ohne ihre eigenen Wurzeln zu verlieren. Im Studium verliebt sie sich in einen Texaner, der blond und blauäugig, liebenswürdig und klug ist, an dem einfach alles stimmt.

»Sollst du ihn heiraten? Die Frage stellt sich mir auf englisch. Ja.

Sollst du ihn heiraten? Kommt das Echo der Frage auf polnisch. Nein.«

Ohne meine eigene Geschichte im mindesten mit Eva Hoffmans Schicksal vergleichen zu wollen, kann ich diese Erfahrung sofort nachvollziehen. Sie ist für mich ein schlagendes Beispiel dafür, dass die erste Sprache, die Muttersprache, die Sprache der ursprünglichen, unzensierten Gefühle ist.

Meine erste Sprache ist das Schwedische. Die frühe Kindheit verbrachte ich in Stockholm. Wir lebten in der weitläufigen Wohnung einer Tante, die meine Mutter, meine drei Geschwister und mich bei sich aufgenommen hatte. Als schwedische Staatsbürgerin hatte meine Mutter die Möglichkeit gehabt, kurz vor Kriegsende mit Bernadottes weißen Bussen nach Schweden auszureisen.

Ich war ein Nachkömmling, weit jünger als meine Schwester und meine beiden Brüder, und die ersten Worte, die ich lernte, waren schwedisch, die Sprache meiner Mutter. Noch immer empfinde ich manche Ausdrücke aus dem Bereich der sinnlichen Wahrnehmung, des Tastens, Schmeckens und Riechens auf schwedisch als anschaulicher und sprechender als auf deutsch. Das Begreifen im wörtlichen Sinn ist noch eins mit dem Begriff. Kein Preiselbeerkompott ist so süß wie »lingonsylt«, kein Brei so klebrig wie »gröt«, keine Haut so weich wie »mjuk hud« und keine Mutter so liebevoll wie »mor«. Ich selbst bin »Lillan«, die Kleine.

Als mein Vater uns nach Deutschland zurückholt, ist er für mich ein Fremder. Ich verstehe seine Sprache nicht, und ich begreife nicht, was mit uns geschieht. Ich verfolge ihn mit meiner Eifersucht, diesen Mann, der mir meine

Mutter wegnimmt und dem sie erlaubt, über uns zu bestimmen. Ich schlage vor, dass er meine Tante heiraten soll, aber es fruchtet alles nichts. Wir ziehen in einen kleinen Ort in Süddeutschland und kommen in einem ehemaligen Kurhaus unter, in dem wir ein paar Zimmer an einem langen, düsteren Korridor bewohnen. Gegessen wird gemeinsam in einem Speisesaal, und von da an führen wir mehr oder weniger ein Leben in der Öffentlichkeit. Ich merke, dass ich mit anderen Augen betrachtet werde. Von uns Kindern wird verlangt, dass wir uns vorbildlich benehmen. Etwas Lastendes senkt sich herab. Ich werde nun nicht mehr Lillan gerufen, sondern heiße Verena.

Mein Vater war ein Mann des Wortes, und mit seiner Sprache ist eine Neuordnung meiner Welt verbunden. Unser Familiengefüge verändert sich. Mit der Vatersprache beginnt die Abstraktion, wird mir die Sprache als Sprache bewusst. Das Begreifen trennt sich vom Begriff. Lars Gustafsson, der immer wieder zur sinnlichen Sprach-Erfahrung der Kindheit zurückkehrt, schreibt: »Landschaften gibt es beliebig viele, aber am Ende sind es stets Landschaften (auch im historischen Sinn), mit denen jeder Mensch sein internes System von Erkenntnissen organisiert. Die Landschaft der Eltern und der Kindheit liefert die Koordinaten der Sprache. (Irgendein Brot liefert den ursprünglichen Sinn der Vokabel »Brot«.)«

Durch die Landschaft meiner Kindheit geht ein Riss. Die täglich sich ausbreitende Landkarte der Wörter, mit ihren Grenzmarkierungen, grünen Inseln, Bergen und Flüssen, dieser ganze Kontinent bricht auseinander. Das Kind lernt, dass es andere Sprachsysteme gibt, andere Möglichkeiten, seine Erfahrungen in Wortmuster zu ordnen. Es lernt auch, dass man Mitteilungen in einer anderen Sprache verschlüsseln kann. Die Sprache hat ihre Unschuld verloren.

Das Deutsche habe ich mir als etwas Fremdes angeeignet, zugleich mit dem Buchstabieren, dem Lesen, den ersten Schreibübungen im Schulheft. Mit dem Schwedischen habe ich nie kämpfen müssen, als auferlegter Disziplin in einer Schule. Es sprach zu mir aus Märchen und Briefen, und das Buchstabieren ergab sich von selbst mit der Zeit. Mein Vater, nicht zuletzt ein passionierter Lehrer, der die Sprache liebte und mit ihren Möglichkeiten spielte, hat mir später seine Sprache durch seine Lieblingsschriftsteller nahegebracht, aus denen er uns Sonntag für Sonntag vorlas, vor allen anderen die Werke von Thomas Mann. Ich merkte es immer, wenn er eine Stelle unterschlug, und las sie dann heimlich nach. So begann meine Liebesgeschichte mit der deutschen Sprache.

Schweden wird zum Kindheitsparadies, in das ich in der Phantasie zurückkehren kann, wann immer ich will. In der Realität fahre ich fast jedes Jahr mit

meinen Eltern in den Ferien dort hin, wir verbringen den Sommer an einem See in Småland. Mein Vater bringt mir das Schwimmen bei, und dann das Rudern. Diese Ferien verschmelzen in der Erinnerung zu einem einzigen, leuchtenden Sommer. Mit der Zeit werden diese Reisen seltener, ich fahre ohne Eltern in andere Himmelsrichtungen. Aber das Kindheitsland ist immer gegenwärtig als der verborgene Winkel, in den ich mich zurückziehen kann, das Besondere, das mich schützt.

Ich beginne, die schwedische Literatur zu lesen, die Romane Selma Lagerlöfs, die Gedichte Edith Södergrans, der Bahnbrecherin der modernen schwedischsprachigen Lyrik. Durch das Lesen vermehrt sich mein Wortschatz von selbst, und die in der frühen Kindheit gelernten Wörter wachsen zusammen und breiten sich aus wie ein unterirdisches Geflecht. Aber ich benutze die Sprache nicht mehr aktiv, auch mit meiner Mutter spreche ich kaum noch schwedisch. Nach meinem Berufsziel gefragt, sage ich nie: Übersetzerin. Schwedisch und Deutsch sind für mich zwei Kontinente, Muttersprache und Vaterland.

Ich mache eine Ausbildung als Journalistin und arbeite für eine Tageszeitung. Der intensive Umgang mit der deutschen Sprache drängt das Schwedische völlig zurück. Bis mir der Lektor des Hanser Verlags, Michael Krüger, für den ich schwedische Romane begutachte, ein Buch in die Hand drückt, dessen Stil und Ton mich sofort begeistern. Es heißt *Herr Gustafsson själv – Herr Gustafsson persönlich*. Ich wage mich an die Übersetzung und spüre bei dieser Arbeit, wie etwas in mir zur Ruhe kommt. Zwei Widersacher hören auf, in meinem Kopf zu streiten, zwei Bilder schieben sich übereinander und werden eins, ich bin total konzentriert und ganz bei mir.

Damals habe ich begriffen, dass es meine Aufgabe ist, ein *go-between* zu sein. Der Botengang zwischen diesen zwei Welten, diesen zwei Sprachen ist meine Sache, ohne Wenn und Aber. Wie die Botschaft im Einzelnen zu vermitteln ist, musste erlernt und erprobt werden. Aber dass ich zu jenen *go-betweens* gehöre, mit all meinen Fähigkeiten, mit allem Ach und Weh, mit Haut und Haaren, daran gab es keinen Zweifel, und dabei ist es bis heute geblieben. Und ich hatte das große Glück, Lars Gustafssons Werk übersetzend begleiten zu dürfen.

Das Übersetzen ist für mich der Versuch, diese Kontinente, die einmal auseinanderbrachen, wieder zusammenzufügen. Also eigentlich ein unmögliches Unterfangen, eine Sisyphusarbeit. Ziemlich früh wurde etwas beschädigt im Verhältnis des Kindes zu seiner ursprünglichen Sprache. Und nun schicke ich täglich meine Brigaden aus, um diesen Schaden zu reparieren. Oder gibt es noch andere Anreize als nur die Erinnerung aufzusuchen an einen frühen

Verlust? Beim Übersetzen gerate ich oft in einen »Zustand zwischen den Zuständen«, in dem Echos hin- und herfliegen, und ich denke, das ist der Zustand, in dem ich heimisch bin, zwischen zwei Ländern, zwei Sprachen, zwei Arten zu denken und zu fühlen. Jede Wendung, die es gelingt zu übersetzen, ist ein Sieg über die Trennung. Das Kind und die Erwachsene arbeiten dabei einträchtig zusammen.

Ich danke der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, dass sie mich bei dieser niemals endenden Arbeit unterstützt und dass sie mit dem Schwedischen eine kleine Sprache auszeichnet, in der die Übersetzer oft auch die Vermittler sind.